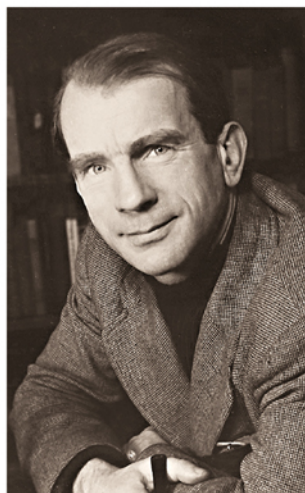


Joy und Günther Weisenborn

Liebe in Zeiten des Hochverrats



Weisenborn: *4.3.43*
Tagebücher und Briefe aus dem
Pr-Albrechtstr. 8.

Mein Joy
Gefängnis 1942 – 1945

*just find it upon winter in the 14 days, I'd be in
Lobnau you find some die later follow life to some
die in in a brief moment, I'd be with you, I
die in in a brief moment, die man gab es Löwen, I
auf- und abwärts. Aber ich sollte jenseits, I
die in in a brief moment, die man gab es Löwen, I*

C.H. Beck

Eine Publikation des Instituts für Zeitgeschichte
im Verlag C.H.Beck

 **Institut für**
Zeitgeschichte
München-Berlin

Joy und Günther Weisenborn

Liebe in Zeiten des Hochverrats

Tagebücher und Briefe aus dem
Gefängnis 1942–1945

hrsg. von Christian Weisenborn,
Sebastian Weisenborn und Hans Woller

unter Mitarbeit von
Gabriele Jaroschka und Helga Tuček

C.H.BECK

Mit 32 Abbildungen

1. Auflage. 2017
© Verlag C.H.Beck oHG, München 2017
Umschlaggestaltung: Rothfos & Gabler, Hamburg
Umschlagabbildungen: Joy und Günther Weisenborn,
Fotos © Familienarchiv Weisenborn
ISBN Buch 978-3-406-71422-1
ISBN eBook 978-3-406-71423-8

Die gedruckte Ausgabe dieses Titels erhalten Sie im Buchhandel
sowie versandkostenfrei auf unserer Website

www.chbeck.de.

Dort finden Sie auch unser gesamtes Programm und viele weitere
Informationen.

INHALT

«Zu viel für ein Menschenleben» – Die Weisenborns und die «Rote Kapelle» (Hans Woller)	7
Dokumente	39
Die Weisenborns nach 1945 (Hans Woller)	243
Anmerkungen	271
Bildnachweis	293
Personenregister	294

«ZU VIEL FÜR EIN MENSCHENLEBEN»

Die Weisenborns und die «Rote Kapelle»

von Hans Woller

Sie kamen im Morgenrauen, es waren vier. Günther Weisenborn, der den Beamten der Gestapo die Tür zu seiner Berliner Wohnung in der Bayreuther Straße öffnete, hatte mit seiner Verhaftung gerechnet. Seit Wochen schon lebten der erfolgreiche Schriftsteller, Theater- und Rundfunkmann und seine Frau Joy mit der bangen Frage, wann man auch sie abholen würde. Der Kopf ihrer Widerstandsgruppe, Harro Schulze-Boysen,¹ war am 31. August 1942 verhaftet worden, andere Freunde und Gesinnungsgenossen saßen ebenfalls hinter Schloss und Riegel. Dass Weisenborn einige noch gewarnt hatte, war vergeblich geblieben. Nun, am 26. September, waren auch er und seine Frau an der Reihe.

Zweieinhalb Jahre später schien Joy Weisenborn mit ihren Kräften am Ende zu sein. Sie schrieb an ihren Mann: «Es ist zu viel für ein Menschenleben, unsere Jugend geht dahin, nie kommt sie wieder. Heute sind die 18jährigen schon alt.»² Wer waren Joy und Günther Weisenborn? Womit hatten sie die Geheime Staatspolizei gegen sich aufgebracht? Was legte man ihnen zur Last? Was hatten sie wirklich getan? Welches Schicksal erwartete sie nach ihrer Verhaftung? Folter, Zuchthaus und Tod? Und was hatte es mit der Widerstandsgruppe auf sich, die im Reichssicherheitshauptamt nur «Rote Kapelle» hieß – ein rätselhafter Name, den weder die Weisenborns noch sonst einer aus ihrem Freundeskreis kannten? Nicht einmal Schulze-Boysen und sein wichtigster Mitverschwörer Arvid Harnack³ hatten je davon gehört.

Der Dichter und seine Frau

Joy hieß eigentlich Margarete; den Kosenamen hatte ihr Günther Weisenborn wegen ihrer sprühenden Lebensfreude und ihres ansteckenden Frohsinns gegeben. Sie war am 5. September 1914 als Tochter des kleinen Fabrikanten Johannes Julius Schnabel in Wuppertal-Barmen zur Welt gekommen,⁴ wo sie auch die Schule bis zur mittleren Reife besuchte. Abitur machte sie nicht. Nach dem frühen Tod des Vaters fehlte das Geld, und Margarete hatte wohl auch keine besondere Lust, sich den schulischen Zwängen weiter zu fügen. Sie rebellierte und wurde von der Familie in ein Internat für schwer erziehbare Kinder nach Holland geschickt, wo sie sich auf den Lehrerberuf vorbereitete, ehe sie sich, vermutlich ohne Abschluss, auf Wanderschaft durch Frankreich und England begab, wo sie als Au pair-Mädchen arbeitete und die Sprachen lernte.

Auf der Insel kam es Anfang der 1930er Jahre zu einer schicksalhaften Begegnung. Sie traf dort auf einer Bahnfahrt Libertas Haas-Heye, das jüngste Kind eines prominenten Modeschöpfers und einer nicht minder prominenten Adelligen, der Fürstin zu Eulenburg und Hertefeld, deren Vater eng mit Kaiser Wilhelm II. befreundet gewesen war. Die beiden jungen Frauen fanden sich sympathisch, sie tauschten ihre Adressen aus und verabredeten ein Treffen in Berlin, wo sie sich 1938 tatsächlich wieder über den Weg liefen.

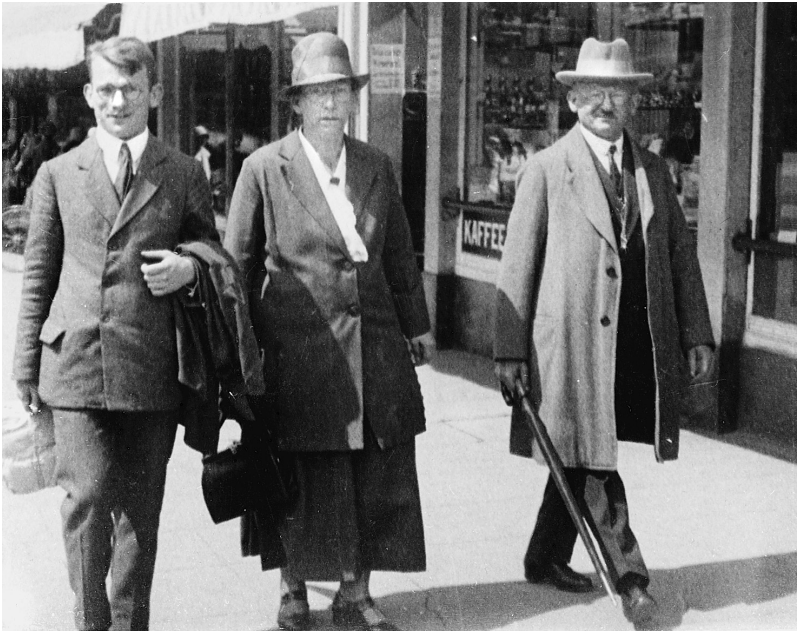
Libertas war mittlerweile mit dem Luftwaffenoffizier Harro Schulze-Boysen, einem Großneffen des Großadmirals Alfred von Tirpitz, verheiratet. Sie arbeitete als Pressereferentin bei der Filmgesellschaft Metro-Goldwyn-Mayer, schrieb Filmkritiken und hätte sich gerne als Schriftstellerin profiliert. Für Margarete Schnabel sah die Zukunft nicht ganz so rosig aus. Auch sie steckte voller künstlerischer Pläne, sie wollte Bildhauerin, Sängerin oder Schauspielerin werden, musste sich aber nach einem Intermezzo als Hilfslehrerin in Pommern mit einer Stelle als Sekretärin bei einem Reisebüro begnügen. Knapp bei Kasse, nahm sie das Angebot von Libertas an, bei den «Schu-Boys» als Untermieterin einzuziehen.⁵



Joy Weisenborn auf Englandreise



Joy mit ihrer «Zieh»



Günther Weisenborn mit Eltern

Die Wohnung in der Waitzstraße, später in der Altenburger Allee, war für die dunkelhaarige Joy so etwas wie das Tor zur großen Welt. Das «Schnäbelchen»⁶, wie man die ebenso neugierige wie naive Novizin nannte, fand sich dort plötzlich in einem Kreis von Beamten, Intellektuellen, Künstlern und sonstigen Freiberuflern wieder, die sich bereits seit Längerem regelmäßig trafen, um zu feiern und zu diskutieren – endlos und ziellos, wie ihr schien. Joy genoss das mondäne Leben bei Harro und Libertas und erkannte nicht sofort, dass sie in einen privaten Rückzugsraum besonderen Zuschnitts geraten war.⁷ Hier wollte sich kaum jemand bei Wein und Literatur bequem einrichten, hier rüstete man sich für die Konfrontation mit dem NS-Regime, die den meisten unausweichlich schien, wenn sie ihre politischen Überzeugungen und ihre ungezwungene Lebensform beibehalten wollten. Joy fiel das zunächst nicht auf. Sie überhörte die Kritik an Hitler, an den Parteibonzen und am Kurs des Regimes, das seit Mitte der

1930er Jahre nach Meinung von Harro Schulze-Boysen unverkennbar auf Krieg zusteuerte. Sie hatte in diesem Kreißaal des Widerstands nur Augen für das reizend Neue – und für den Schriftsteller Günther Weisenborn, der bei den Schulze-Boysens eine Sonderstellung zu genießen schien.

Der kleine, drahtige Mann mit der Hornbrille, den blitzenden blauen Augen und dem schon leicht schütterten hellbraunen Haar war tatsächlich etwas Besonderes – ein prominenter Schriftsteller, ein Weltenbummler und ein hinreißender Charmeur, zu dessen vielen Eroberungen auch Libertas, die Herrin des Hauses, zählte. Günther Weisenborn stammte wie Margarete Schnabel aus dem Rheinland. Er hatte am 10. Juli 1902 in



Günther Weisenborn als Schüler

Velbert/Kreis Mettmann das Licht der Welt erblickt.⁸ Sein Vater, ein Magnetiseur und Naturheilkundiger, war mit seiner Familie kurz nach der Geburt des Sohnes nach Wuppertal-Elberfeld und später nach Opladen umgezogen, wo er eine eigene Praxis betrieb und wo Günther Weisenborn seine Kindheit und Jugend verbrachte.

Günther war ein aufgewecktes, fast quecksilbriges Kind, das sich schon mit zehn, zwölf Jahren für Theater und Literatur zu interessieren begann. Der Schule hingegen konnte er weniger abgewinnen. Er war ein mäßiger Schüler, der es 1922, nach einer Ehrenrunde und einem kläglichen Versuch in einer Kaufmannslehre, nur mit Mühe bis zum Abitur schaffte.

Größeren Erfolg hatte er beim Studium der Philosophie, Medizin und Germanistik, das er in Köln und Bonn absolvierte und beinahe



Heinrich George im U-Boot S4

mit der Promotion abgeschlossen hätte. Die Doktorarbeit über «Das Zwei-Helden-Drama als Strukturtyp in der deutschen Dramatik» lag – trotz zahlreicher Engagements bei Bühnen und Zeitungen und ständiger Experimente mit Dramen und Romanen – fertig vor. Es fehlte nur noch die mündliche Prüfung, die Weisenborn aber sausen ließ, weil er eine sensationelle Nachricht erhalten hatte: Kein Geringerer als Erwin Piscator, einer der einflussreichsten Avantgardisten der Weimarer Theaterszene, hatte sein Antikriegsstück «U-Boot S4» zur Aufführung angenommen.⁹

Was zählte da noch der Dokortitel, zumal das Stück mit Victor de Kowa, Heinrich George und Agnes Straub in den Hauptrollen ein großer Erfolg und in Berlin und anderswo viele Male aufgeführt wurde? Weisenborn war mit 26 Jahren am Ziel seiner Wünsche: Er war Schriftsteller, konnte sich vor Anfragen von Bühnen und Verlagen kaum retten ... und war trotzdem bald unzufrieden, weil er an seinen ersten Erfolg nicht anknüpfen konnte. Weisenborn fühlte sich im ewig bro-



Der Großstadt überdrüssig

delnden Berlin nicht mehr wohl. Der Kulturbetrieb in der Hauptstadt gab ihm ebenso wenig wie das gesellschaftliche und politische Leben, das um 1930 aus den Fugen zu geraten begann. «Es war die zerbröckelnde Umwelt, sagen wir: der falsche Glanz bei so viel Elend-Arbeitslosigkeit, das sogenannte «Establishment» in Deutschland, das mich schockierte und anwiderte. Ich war die junge Generation und wollte die Freiheit.»¹⁰

Weisenborn sehnte sich nicht zuletzt nach existenziellen Grenz- und Naturerfahrungen, die er in Südamerika zu machen hoffte. Er arbeitete dort einige Monate als Farmer, Postreiter und Lehrer, spürte aber schon bald, dass er auf dem fernen Kontinent nicht heimisch werden würde. Die kulturellen Unterschiede waren zu groß. Weisenborn kehrte deshalb nach einem halben Jahr nach Berlin zurück, wo er sich erneut Hals über Kopf in den Trubel der Hauptstadt stürzte, die sich im Zeichen der Wirtschaftskrise in noch aufwühlenderer Bewegung befand. Ein politischer Wettersturz kündigte sich an. Weisenborn wollte dabei nicht fehlen; hier war der Stoff für seine Literatur.¹¹ «Die Zurückgezogenheit im Elfenbeinturm war keine Versuchung für ihn. Er

hat sich dem Tag, der Zeit gestellt», schrieb die Schriftstellerin Ingeborg Drewitz später in einem einfühlsamen Porträt, «immer wach, immer bereit zu reagieren, sensibel und neugierig, ein Mann des 20. Jahrhunderts mit seinem neuen Rhythmus.»¹²

Der Pazifist Weisenborn, der schon zuvor mit einem moralisch motivierten Sozialismus sympathisiert hatte, rückte nun noch weiter nach links. Scheu vor Kommunisten hatte er noch nie gekannt, jetzt arbeitete er offen mit ihnen zusammen, ohne dass er freilich der KPD beigetreten wäre und sich um eine stärkere theoretische Fundierung seiner politischen Präferenzen gekümmert hätte. Dieser eher emotionale Linksruck spiegelte sich auch in seiner literarischen Arbeit wider, wobei insbesondere die Kritik am Kapitalismus an Schärfe gewann. Wo er politisch stand, bewies er mit seinem Roman «Die Barbaren», der 1931 erschien, und nicht zuletzt durch die enge Kooperation mit Bertolt Brecht¹³ und Hanns Eisler bei der Dramatisierung von Maxim Gorkis Roman «Die Mutter», die ein Jahr später auf die Bühne kam.

Bei den Nazis machte er sich damit keine Freunde. Sein nächstes Stück «Warum lacht Frau Balsam?» erlebte im März 1933 zwar noch die Uraufführung. Danach ging es mit Weisenborns Karriere aber steil bergab: Das Stück wurde abgesetzt, der Roman «Die Barbaren» landete im Mai 1933 auf dem Scheiterhaufen der Bücherverbrennung, der Schriftsteller erhielt Schreibverbot und galt als «unerwünscht».¹⁴ Er stand damit beruflich vor dem Nichts. «Es folgte das normale Elend», wie er später lakonisch bemerkte.¹⁵ Was tun? Viele Möglichkeiten gab es nicht. Er konnte emigrieren, die Feder beiseite legen und künstlerisch verstummen oder die Spielräume und Schlupflöcher nutzen, die es im entstehenden Imperium des Propagandaministers Joseph Goebbels noch gab. Weisenborn entschied sich für die dritte Variante. Er blieb, trat dem «Reichsverband deutscher Schriftsteller»¹⁶ bei und schrieb zunächst unter dem Pseudonym Christian Munk, ab Mitte der 1930er Jahre aber auch wieder unter seinem richtigen Namen. Die Zensur stieß sich nicht daran. Weisenborn traf den Geschmack des Publikums, er mied die Politik und behandelte Themen, an denen es in ihren Augen nichts auszusetzen gab. Man hielt ihn anscheinend für



Libertas Schulze-Boysen

geläutert und übersah dabei, dass Weisenborn seine ganze Virtuosität aufgeboten hatte, um seinen Kunstwerken eine eigene subversive Note zu geben, die sensiblen Lesern nicht entgehen konnte. Das Drama «Die Neuberin», das 1934 uraufgeführt wurde, bewies diese kalkulierte Widerborstigkeit ebenso wie der Roman «Das Mädchen von Fanö», der ein Jahr später bei Kiepenheuer erschien und im Krieg – stark verfälscht – mit großer Starbesetzung verfilmt wurde. Regie führte der spätere Intendant der Münchner Kammerspiele Hans Schweikart, in den Hauptrollen spielten Brigitte Horney, Gustav Knuth und Joachim Gottschalk.

Weisenborn hatte, nach Zugeständnissen, aber ohne ganz kapitulieren zu müssen, seine Nische gefunden. Auch der Erfolg blieb nicht aus. Der künstlerische Tausendsassa, der er vor 1933 gewesen war, kam wieder auf die Beine, er machte jetzt seine zweite Karriere: Weisenborn schrieb fast ohne Unterlass, 1937 mit «Die Furie» einen weiteren, bei Rowohlt publizierten Roman, außerdem zahlreiche Abenteuergeschichten und ein bürgerliches Schauspiel («Die guten Feinde»), das

er mit Libertas Schulze-Boysen konzipiert hatte. Schließlich entdeckte er auch noch den Film für sich; die Projekte, die er dabei verfolgte, kamen aber in der Regel über Entwürfe nicht hinaus.¹⁷

Weisenborn wäre nicht Weisenborn gewesen, wenn sein politisches Gewissen durch die große öffentliche Resonanz auf seine Romane und Bühnenstücke betäubt worden wäre. Zwischen den Zeilen versteckter Widerstand für hellhörige Leser genügte ihm auf die Dauer nicht. Er wollte heraus aus der Nische, die Anpassungszwänge abstreifen und gegen das NS-Regime kämpfen. Selbst den Gedanken an Emigration, den er bis dahin stets weit von sich gewiesen hatte, schloss er nicht mehr aus. Amerika hieß die neue Zuflucht. In New York schlug er 1937 seine Zelte auf – anscheinend ohne zu wissen, wann er die Rückreise antreten würde und ob überhaupt. Am Ende blieb es bei einem halbjährigen Ausflug. Die Einsicht, dass er nur in der Heimat seinem Beruf als Schriftsteller gerecht werden konnte, sein Kampfgeist und vielleicht eine fordernde Bitte von Johannes R. Becher gaben den Ausschlag, dass er sich zur Rückkehr entschloss.¹⁸ Der Schriftsteller, Alt-Kommunist und spätere Kulturminister der DDR hatte Weisenborn im Oktober 1934 in einem Prager Kaffeehaus getroffen und ihm nach einem längeren Meinungsaustausch gesagt: Er solle unbedingt in Deutschland bleiben, dort «Auge und Ohr» sein, «Material [...] sammeln und dann einen großen Berichtroman» schreiben.¹⁹

Im Kreißaal des Widerstands

Weisenborn ist hier sein einziger Zeuge; andere Belege gibt es nicht. Die genannten Gründe für seine Rückkehr gewinnen aber schlagende Wahrscheinlichkeit, weil er schon kurz danach in der Waitzstraße auftauchte, wo sich in der komfortablen Wohnung der Schulze-Boysens eine Gruppe von Regimegegnern traf. Hier und später in der Altenburger Allee war der Schriftsteller richtig und kein Unbekannter. Harro Schulze-Boysen war schon 1932 bei einer Lesung aus Weisenborns Roman «Die Barbaren» auf ihn aufmerksam geworden.²⁰ Der pazifistische Kapitalismus- und Kulturkritiker hatte ihm gefallen,



Harro Schulze-Boysen

weshalb er nicht zögerte, ihn zu sich einzuladen, als er ihn fünf Jahre später auf dem Kurfürstendamm wieder traf. Von da an verkehrte Weisenborn häufig in der Wohnung der Schulze-Boysens, er gehörte seit 1937/38 zum engsten Kreis der Widerstandsgruppe.

Harro Schulze-Boysen war dort weit mehr als der großzügige Gastgeber. Der charismatische Schöngeist war der Spiritus Rector und Motor der Gruppe, der in der Weimarer Republik von einem nationalen Umbruch träumte, den er in eine soziale Revolution verwandeln wollte. Dabei hatte er allerdings etwas ganz anderes im Sinn als die

Nationalsozialisten, mit denen er schon 1933 aneinandergeraten war. Den Anlass bildeten einige nicht regimekonforme Artikel aus seiner Feder, die der SS und der SA so sehr missfielen, dass sie ihn festsetzten und beim Spießrutenlaufen böse zurichteten; sein Rücken war gezeichnet von vernarbten Striemen, in seine Oberschenkel hatte man Hakenkreuze geritzt. Sein Freund Henry Erlanger, ein Jude, hatte die Misshandlung nicht überlebt. Danach brach Schulze-Boysen endgültig mit den Nazis. Er widmete sich seinem beruflichen Fortkommen, brachte es aber trotz hervorragender Gaben, bester familiärer Beziehungen und eines Parteieintritts²¹ nur zum Oberleutnant im Reichsluftfahrtministerium. Parallel dazu sammelte er Männer und Frauen um sich, die er für vertrauenswürdig und kühn genug hielt, sich Hitler und dessen Kriegskurs zu widersetzen. Die Zahl der Dissidenten, die Schulze-Boysen gewinnen konnte, lässt sich nicht genau bestimmen; sie war permanent im Fluss. Ähnlich stand es mit der sozialen Zusammensetzung, auch sie unterlag ständigen Wandlungen.

Der Kern der Gruppe bestand aus Intellektuellen, Künstlern, Beamten und Angehörigen freier Berufe. Sie alle brachten Freunde und Bekannte mit, die vorwiegend aus gutbürgerlichen, in Einzelfällen auch aus proletarischen Schichten stammten; auffallend war der hohe Anteil von Schülern und Studenten und namentlich von Frauen, die in keiner anderen Widerstandsformation eine so große Rolle spielten wie hier.²² Mitglied war, wer sich – meist aufgrund privater Beziehungen – als solches empfand. Aufnahme rituale gab es ebenso wenig wie politische Leitlinien, die für alle verpflichtend gewesen wären. Bei Schulze-Boysen war jeder willkommen, dessen oppositionelle Haltung außer Zweifel stand. Weg mit Hitler, lautete das Programm. Wie man es mit der Demokratie hielt, wie man den Kapitalismus beurteilte und wie man zur Sowjetunion stand, fiel demgegenüber weniger ins Gewicht, auch wenn nicht zu verkennen ist, dass die Mehrheit der Schulze-Boysen-Gruppe eher linken Überzeugungen anhing und mit der Sowjetunion sympathisierte.²³

Überzeugte Kommunisten, denen Linientreue über alles ging, taten sich damals und später schwer mit der politischen Einordnung dieser

heterogenen Gruppe. Sie sahen in den «Schu-Boys» und ihren Mitstreitern einen «kunterbunten Haufen»²⁴ – und das waren sie in einem gewissen Sinne auch, weil sie spontan blieben und sich das Leben selbst in einem totalitären Regime nicht vergällen lassen wollten. Launige Diskussionen über alles, was die Welt aufsticht, wechselten sich ab mit Plaudereien und dem neuesten Klatsch,²⁵ ganz zu schweigen davon, dass man sich kaum eine Gelegenheit für ausgelassene Tanzfeste und gemeinsame Ausflüge entgehen ließ. Günther Weisenborn etwa verbrachte 1939, 1940 und 1941 drei Kurzurlaube mit dem Ehepaar Schulze-Boysen und anderen Mitgliedern ihrer Gruppe an der Ostsee und in Liebenberg, dem Familiensitz der Eulenburgs. Aus Regimegegnern wurden Freunde, die sich einander persönlich verpflichtet fühlten und sich immer öfter die Frage stellten, was sie selbst tun könnten, um dem Dritten Reich ein Ende zu bereiten.

Die «Rote Kapelle» – Realität und Mythos

Zur Tat drängte insbesondere der draufgängerische Schulze-Boysen, der sich nicht mehr damit begnügen wollte, das betrübliche Weltgeschehen zu diskutieren, ausländische Zeitungen zu lesen und geheime Lageanalysen aus seinem Ministerium zu besprechen. Er wollte aktiv werden und die deutsche Gesellschaft aufrütteln. In dieser Meinung dürfte ihn auch Arvid Harnack bestärkt haben, der ab 1939/40 in ständigem Kontakt mit ihm stand. Das erste Treffen einige Jahre zuvor war enttäuschend verlaufen. Harnack, der Spross einer alten Professorenfamilie mit ausgeprägten wissenschaftlichen Ambitionen, war damals nicht warm geworden mit dem Oberleutnant, der ihm – dem in Jura und Nationalökonomie doppelt promovierten Gelehrten – als zu sprunghaft und unvorsichtig erschien. Impulsiv und wagemutig der eine, bedächtig und eher distanziert der andere, trennten Harro Schulze-Boysen und den Oberregierungsrat im Reichswirtschaftsministerium im Grunde Welten.²⁶ Nur die Gegnerschaft zu Hitler führte sie zusammen.

Harnack suchte bereits seit den späten 1920er Jahren nach neuen Wegen in der Politik. Das liberale System der Weimarer Zeit hatte in



Arvid Harnack mit seiner Frau Mildred

seinen Augen keine Antwort auf die Probleme der Zeit, der Nationalsozialismus und Hitler blieben ebenfalls alles schuldig. Harnacks Hoffnung richtete sich deshalb auf die Sowjetunion; namentlich die sozialistische Wirtschaftsordnung schien die Aussicht auf eine bessere und gerechtere Welt ohne Krisen zu eröffnen. Harnack fuhr selbst in die Sowjetunion, studierte vor Ort die Verhältnisse und verwandelte sich dabei von einem Sympathisanten in einen Genossen in spe, der sich seinen neuen Brüdern und Schwestern im Osten um so näher fühlte, je größer die Gefahr für den Frieden in Europa wurde, die von Hitler ausging. Um diese Gefahr zu bannen, setzte er sich über seine amerikanische Frau²⁷ auch mit den Westmächten in Verbindung, die er, wie die Sowjets, zu erhöhter Wachsamkeit aufrufen wollte. In Washington und London nahm man seine Warnungen allerdings nicht wirklich ernst, und in den westlichen Hauptstädten zeigte man auch wenig Interesse an den Informationen aus wichtigen Schaltzentralen des Dritten Reiches, zu denen er Zugang hatte.

Kaum anders war es in Moskau. Die sowjetische Führung misstraute dem Beamten, der 1937 aus Tarnungsgründen in die NSDAP eingetreten war.²⁸ Sie setzte lieber auf bewährte linientreue Genossen, obgleich diese – außer gutem Willen und Todesmut – viel weniger zu bieten hatten. Daran änderte auch die Tatsache nichts, dass Harnack in Berlin ein weitgespanntes Netzwerk entschlossener Regimegegner geknüpft hatte, in dem das linke Element aus abgesprungenen und freischwebenden Kommunisten noch stärker vertreten war als in der Schulze-Boysen-Gruppe.

Als der Krieg näher rückte, arrangierten sich Harnack und Schulze-Boysen, so dass sich nun die «wohl größte [...] und verzweigteste [...] deutsche [...] Widerstandsorganisation»²⁹ neben den Verschwörern des 20. Juli herauszubilden begann. Das Zentrum lag in Berlin, Verbindungen gab es aber auch zu verwandten Gruppen in Hamburg, Mitteldeutschland und Bayern. Eine einheitliche Organisation mit straffer Führung und genau definierten Zielen entstand jedoch nicht. Jeder handelte in der Regel auf eigene Faust, und auch die kleineren Satelliten-Organisationen, die mit den beiden Kerngruppen in Kontakt standen, warteten nicht auf Anweisungen von oben, ehe sie aktiv wurden. Sie folgten eigenen Impulsen, die häufig nur in überschaubaren Zirkeln Spuren hinterließen.

Im Grunde handelte es sich bei den von Schulze-Boysen und Harnack organisierten Gruppen um eine Art Widerstandsschwarm, der nie zur Ruhe kam. Dafür nahm sich die Bilanz der gegen das Regime gerichteten Aktivitäten mehr als imponierend aus, und zwar nicht zuletzt deshalb, weil sie bereits 1939/40 unternommen wurden, als das Großdeutsche Reich von militärischem Triumph zu militärischem Triumph eilte und damit selbst zahlreiche kritische Zeitgenossen für sich gewann: Sie halfen geflohenen KZ-Häftlingen, setzten sich für verfolgte Juden ein, verfassten, verteilten und versandten Flugblätter, sammelten und archivierten Beweise für den Judenmord und andere Greuel-taten in Osteuropa³⁰ und brachten sogar eine Zeitschrift heraus, die sich in unregelmäßigen Abständen an Fremdarbeiter wandte und deren Resistenzkräfte zu wecken suchte.

Nur wenige dieser hellsichtigen Zeugnisse unermüdlicher Aufklärungsarbeit sind erhalten geblieben. Eines davon ist das Flugblatt «Die Sorge um Deutschlands Zukunft geht durch das Volk.»³¹ Die Verfasser übten schärfste Kritik an Hitler und seinen Spießgesellen und appellierten zugleich an Anstand und Gewissen der Deutschen, sich eines Besseren zu besinnen und den Weg der Umkehr zu beschreiten. Die Zukunftsvisionen blieben dagegen eher vage und waren – aus heutiger Sicht – nicht unproblematisch: Die Gruppen um Harnack und Schulze-Boysen träumten von der Überwindung von Kapitalismus und Demokratie, von der Schaffung einer «sozialistischen Regierung der Arbeiter, der Soldaten und der werktätigen Intelligenz», von einer Neuordnung in Europa in Kooperation mit der Sowjetunion und von einem autonomen Deutschen Reich; dass dieses Reich die Grenzen vom «Frühjahr 1939» haben sollte, hätte die europäischen Nachbarn ebenso wenig erfreut wie der Gedanke, «daß Faschismus und Kriegswahnsinn keine deutschen Erscheinungen sind, sondern Ergebnisse eines ungesunden Systems, an dem die ganze Welt mitschuldig ist». Letztlich blieben auch die Protagonisten um Harnack und Schulze-Boysen im Geist ihrer Zeit gefangen. Dennoch fallen ihre Zeugnisse, trotz aller Defizite, wegen ihres moralischen Gesinnungsernsts in die gleiche Kategorie erinnerungswürdiger Dokumente wie die Hinterlassenschaften der Geschwister Scholl, des Kreisauer Kreises und anderer Widerstandsgruppen, die mit dem 20. Juli verbunden waren.

Günther und Joy Weisenborn bewegten sich im engsten Umfeld der Widerstandskreise um Schulze-Boysen und Harnack. Die beiden hatten im Januar 1941 geheiratet, sich deshalb aber nicht in das Privatleben zurückgezogen. Gewiss, sie verbrachten jede freie Minute miteinander, spielten Schach und hörten Musik, wobei sie sich – ohne es zu wissen und zu wollen – ein Erinnerungsdepot anlegten, von dem sie nach ihrer Verhaftung zehren konnten. Auch das Berliner Nachtleben genossen sie in vollen Zügen, ganz abgesehen davon, dass Joy auch an der literarischen Produktion von Günther Weisenborn beteiligt war – als Schreibkraft und erste Diskussionsinstanz. Schulze-Boysen und



Joy und Günther Weisenborn um 1940

seine Gruppe blieb dennoch stets präsent. Die Weisenborns trafen sich oft mehrmals in der Woche mit dem vertrauten Kreis. Die Heirat änderte an ihren Überzeugungen nichts. Er hatte sich bewusst zur Mitarbeit entschlossen, sie war eher zufällig hineingeraten, aber dann ebenfalls hellhörig geworden und dabei geblieben – trotz der offenkundigen Risiken, die sie durchaus erkannte.

Wie hoch beider Anteil an der konspirativen Tätigkeit zu veranschlagen ist, muss offen bleiben. Günther Weisenborn sprach später nicht oft davon, aus seinen spärlichen Äußerungen und zeitgenössischen Dokumenten³² ergibt sich aber das klare Bild eines entschiedenen NS-Gegners und Widerstandskämpfers: Er stand Schulze-Boysen – trotz seiner bis etwa 1940 währenden intimen Beziehung zu dessen Frau Libertas – sehr nahe, sie sahen sich häufig und diskutierten in kleinerer und größerer Runde über die beste Strategie, die deutsche Öffentlichkeit über die Schandtaten der Reichsregierung aufzuklären. Außerdem beteiligte er sich an der Niederschrift und Verteilung von

Flugblättern, und schließlich versorgte er Harro Schulze-Boysen nicht nur mit vertraulichen Nachrichten aus seinem beruflichen Umfeld beim Rundfunk, wo er seit 1940 als Nachrichtenredakteur arbeitete, sondern auch mit Informationen über die Verfolgung der Juden in Osteuropa, die er mit eigenen Augen gesehen hatte – bei einer Dienstreise, die ihn 1942 in das jüdische Ghetto in Krakau und die Lagerwelt von Auschwitz geführt hatte.³³

Joy, die mittlerweile als Sängerin auftrat und sogar auf Tourneen für die Wehrmacht nach Frankreich und Italien ging, stand demgegenüber in der zweiten oder dritten Reihe. Ihr Mann bezog sie bewusst nicht in alles ein, was er tat; er wollte sie nicht gefährden. Sie wusste trotzdem davon und trug das Ihre zur Untergrundarbeit der Gruppe bei: Sie tippte und verbreitete die Predigten des Bischofs von Münster, Clemens August Graf von Galen, gegen die Euthanasie³⁴ und stenografierte Reden von Winston Churchill und Thomas Mann mit, die dann von anderen vervielfältigt und als Aufklärungsmaterial genutzt wurden.³⁵

Dass Harnack und Schulze-Boysen es nicht bei dieser Aufklärungsarbeit beließen und dass sie darüber hinaus seit 1940 intensive Kontakte zur sowjetischen Botschaft pflegten, dürfte dem Ehepaar Weisenborn nicht entgangen sein. Schließlich hatte zumindest der engere Kreis keinen Zweifel daran, dass die eigenen Kräfte niemals ausreichen würden, um Hitler das Handwerk zu legen – und nach längeren Diskussionen die entsprechenden Konsequenzen gezogen: Um den Krieg zu verhindern, war jedes Mittel recht, auch die Weitergabe von geheimen Informationen an potentielle Gegner, die dadurch gewarnt und in höchste Alarmbereitschaft versetzt werden sollten.³⁶ Landesverrat war nicht nur erlaubt, sondern geboten, weil Hitler nicht davor zurückschreckte, das eigene Land, Europa und die Welt in Brand zu stecken. Den Tatbestand des Landesverrats gab es hier nicht mehr.

Alles deutet aber darauf hin, dass den Weisenborns nicht bekannt war, welche und wie viele Informationen weitergegeben wurden und wie die Übermittlung erfolgte. Das war Sache von Schulze-Boysen und Harnack, den die Weisenborns anscheinend persönlich gar nicht näher

kannten. Sie hätten diese Vorgehensweise aber gebilligt und sich auch nicht daran gestört, dass die Abnehmer dem Geheimdienst der Sowjetunion angehörten, die – das wusste man in ihren Kreisen – im Frühsommer 1941 von der Wehrmacht und ihren Verbündeten angegriffen werden sollte.

Es besteht kein Zweifel, dass die Sowjetunion auf diesem Wege höchst brisantes Material erhielt, das Aufschluss über den Angriffstermin und die genauen Angriffsziele gab.³⁷ Ebenso eindeutig ist, dass Harnack und Schulze-Boysen einwilligten, eine Funkverbindung mit Moskau aufzubauen – damit sie dem Kreml im Kriegsfall weitere Nachrichten zuspielden konnten. Zwei Funkgeräte wurden ihnen von der sowjetischen Botschaft dafür zur Verfügung gestellt. Das eine funktionierte überhaupt nicht, das andere nur ein einziges Mal. «1000 Grüße an alle Freunde»,³⁸ wurde nach Moskau gefunkt, ehe auch dieser Apparat verstummte.

Der militärische Nachrichtendienst (GRU) konnte sich diese Funkstille nicht erklären. Die Aufregung in Moskau war nach dem deutschen Angriff am 22. Juni 1941 groß. Die Informationen aus der Reichshauptstadt, die auch Stalin noch kurz zuvor als windige Phantasien eines «Hurensohnes»³⁹ abgetan hatte, schienen plötzlich Gold wert zu sein. Die Zentrale schickte deshalb einen Agenten nach Berlin, der zu einem schon seit Längerem operierenden Spionagenetz in Brüssel gehörte, das Leopold Trepper leitete.⁴⁰ «Kent», so der Deckname des Agenten Anatoli Gurewitsch, sollte in der Reichshauptstadt nach dem Rechten sehen, den Funkkontakt aktivieren und dann wieder in seine alte Wirkungsstätte in Belgien zurückkehren. Der verschlüsselte Funkspruch vom 26. August 1941, der den Marschbefehl für «Kent» enthielt, sprach allen geheimdienstlichen Gepflogenheiten Hohn: Er nannte die Namen von Harnack, Schulze-Boysen und eines weiteren Aktivisten, ihre Adressen und sogar ihre Telefonnummern.⁴¹

«Kent» alias Gurewitsch hatte so in Berlin keine Mühe, seine Kontaktpersonen zu finden. Er versprach Abhilfe und fuhr mit wertvollen Hinweisen über die deutsche Kriegführung wieder nach Brüssel zurück. Schulze-Boysen hatte ihm bei einem längeren Treffen Ende Oktober

1941 unter anderem mitgeteilt, wo sich Hitlers Hauptquartier befand, dass die Wehrmacht vor dem Angriff auf Moskau in Richtung Kaukasus vorstoßen wolle und dass der Nachschub mit Treibstoff und Lebensmitteln Probleme bereite.⁴² Die Reise nach Berlin hatte sich gelohnt, wie «Kent» seine Vorgesetzten in Moskau per Funk von Brüssel aus sofort wissen ließ.

Die Weisenborns, die Harnacks und die Schulze-Boysens ahnten zu diesem Zeitpunkt nicht, dass sich die Gefahr, in der sie schon seit Jahren schwebten, wegen des Besuchs von Gurewitsch beträchtlich erhöht hatte und ihre Tage in Freiheit gezählt waren. Doch auch die deutsche Funkabwehr und die Gestapo tappten noch im Dunkeln. Sie waren zwar auf Flugblätter, Wandklebezettel und regimekritische Postsendungen aufmerksam geworden, hatten aber keinen blassen Schimmer davon, dass in Berlin gleichsam vor ihrer Nase eine größere Widerstandsgruppe agierte, die in Verbindung zu Moskau stand. Ihnen war nur aufgefallen, dass der Funkverkehr zwischen Westeuropa und einer Empfangsstelle in Moskau nach dem 22. Juni 1941 intensiver geworden war. «Pianisten» taufte die Funkabwehr einzelne Funker – da es mehrere waren, nannte man sie eine Kapelle, und da sie mit der Zentrale des Weltkommunismus kommunizierten, lag die Bezeichnung «Rote Kapelle» nicht fern. Wer den Namen erfand, muss offen bleiben. Die Taufe erfolgte anonym, ohne nähere Kenntnis des Täuflings. Niemand wusste, wer hinter der «Roten Kapelle» steckte, welche Ziele sie verfolgte und wie gefährlich sie für die Deutschen war.

Die Sicherheitsorgane fühlten sich dennoch zu erhöhter Wachsamkeit aufgerufen. Sie ermittelten auf der Suche nach der ominösen «Roten Kapelle» in alle Richtungen, zeichneten die verschlüsselten Nachrichten akribisch auf und arbeiteten mit Hochdruck an ihrer Dechiffrierung. «Kent» spielte ihnen dabei mit einem weiteren eklatanten Verstoß gegen die Gesetze der Geheimdienstarbeit in die Hände. Sein Funker war nämlich zu lange auf Sendung geblieben, als er die acht Botschaften mit den Informationen aus Berlin abgesetzt hatte. Die Abwehr hatte so leichtes Spiel, den Funkort zu finden und das Spionagenest in Brüssel auszuheben. Der Rest war Fleißarbeit und

Routine, für die deutschen Spezialisten jedenfalls, während sich die ausgehobenen Agenten schrecklichen Torturen ausgesetzt sahen – bis sie «sangen» und den Code verrieten. Funkabwehr und Gestapo hatten damit eine Gruppe, die zu ihrer «Roten Kapelle» passte, und obendrein den entscheidenden Schlüssel in der Hand, der es der Geheimen Staatspolizei im Sommer 1942 ermöglichte, alle aufgefangenen Botschaften von Brüssel nach Moskau und zurück zu dechiffrieren – auch den Marschbefehl für «Kent», der die Gestapo direkt zu Schulze-Boysen und seinen Mitstreitern führte und ihr die Handhabe bot, die heterogene Berliner Widerstandsgruppe der «Roten Kapelle» zuzurechnen und zu zerschlagen.

Die Gestapo brauchte den Schlüssel nur noch umzudrehen. Konkret hieß das: Sie observierte Schulze-Boysen auf Schritt und Tritt, bezog dann seine Kontaktpersonen in die Beobachtung ein und löste schließlich eine Verhaftungswelle aus, die allein im Berliner Raum mehr als 120 Verdächtige betraf; in ganz Westeuropa dürften es über 250 gewesen sein. Die Verhöre und Ermittlungen zogen sich nicht lange hin. Schon bald lag ein Abschlussbericht vor,⁴³ in dem die Gestapo, wider besseres Wissen, das Bild eines in ganz Europa tätigen Spionageringes entwarf, der im Solde Moskaus gestanden und für die Ziele der Sowjetunion gearbeitet haben sollte. Hitler war «äußerst erregt»,⁴⁴ als er von der vermeintlichen «Roten Kapelle» erfuhr. Er wollte die angeblichen bolschewistischen Spione und Landesverräter aus den eigenen Reihen einfach liquidieren, stimmte aber dann doch einem Gerichtsverfahren vor dem Reichskriegsgericht zu, bei dem er als oberster Gerichtsherr das letzte Wort hatte. Hitler war höchst irritiert, dass die Protagonisten der Widerstandsgruppe aus der Mitte der Gesellschaft stammten, und wollte den Skandal deshalb unter der Decke halten. Der Prozess wurde zur «Geheimen Kommandosache»⁴⁵ erklärt und auch nicht als großer Schauprozess inszeniert, sondern in zahlreiche Verfahren parzelliert. Niemand sollte wissen, welche Dimensionen der Widerstand angenommen hatte – und dass dabei nichts anderes als fundamentale Ablehnung des NS-Regimes den Ausschlag gegeben hatte. «Man fasst sich an den Kopf», notierte ein entgeister-

ter Goebbels in sein Tagebuch, «wie Männer aus national eingestellten Familien sich so weit verirren können, und zwar nur aus blindem Haß gegen den Nationalsozialismus [...]. Man muß hier ein blutiges Exempel statuieren, um ähnlichen Tendenzen einen Riegel vorzuschieben.»⁴⁶

In Haft und vor Gericht

Als der Propagandaminister diese Forderung erhob, hatte das Schicksal bereits seinen Lauf genommen. Zwischen Mitte Dezember 1942 und Juli 1943 standen 76 Angehörige der «Roten Kapelle» vor Gericht. Über 50 Männer und Frauen wurden zum Tode verurteilt, fast alle starben am Galgen oder auf dem Schafott. Das Ehepaar Weisenborn kam mit dem Leben davon. Joy wurde im April 1943 aus der Untersuchungshaft entlassen, während Günther Weisenborn bis zum Frühjahr 1945 hinter Gittern blieb und dort ständig mit dem Schlimmsten rechnen musste. Er saß ab dem 26. September 1942 in der Gestapo-Zentrale in der Prinz-Albrecht-Straße. Einen Monat später wurde er in die Zitadelle Spandau verlegt. Hier wie dort befand er sich in Einzelhaft, und hier wie dort musste er mit der permanent bohrenden Frage leben, ob auch er dem Tod geweiht war, mit der Angst, Mitgefangene durch eine leichtfertige Äußerung zu belasten, und nicht zuletzt mit der quälenden Ungewissheit über das Schicksal seiner Frau. Der spätere DDR-Historiker Heinrich Scheel, der ebenfalls zur «Roten Kapelle» gehörte, lernte Weisenborn in Spandau bei den täglichen Rundgängen im Hof kennen und beschrieb ihn so: Weisenborn sei das «Leben hinter Gittern sehr schwer geworden. Er litt selbst und litt mit den anderen. Die Enge der Zelle war nichts für diesen hellwachen, rastlosen, immer tätigen, immer um irgendwelche Kontakte mit den Schicksalsgenossen bemühten Mann.»⁴⁷

Kriminalinspektor Walter Habecker, der Weisenborn mehrmals in die Mangel nahm,⁴⁸ drang dennoch nicht durch. Der kleine, gedrungene Polizist mit dem typischen «Verbrechergesicht»⁴⁹ ließ Weisenborn endlos warten, holte ihn mitten in der Nacht aus der Zelle und

konfrontierte ihn mit geschickt erfundenen Aussagen, um sein Schweigen zu brechen und ihn zu unbedachten Äußerungen über seine Mitstreiter zu verleiten. Zum äußersten Mittel, der körperlichen Folter, griff Habecker aber – anders als bei den meisten Mitgefangenen Weisenborns – nicht, so dass es diesem immer wieder gelang, sich herauszuwinden. Das blieb auch so, als er im Dezember 1942 bei dem riskanten Versuch scheiterte, seinem Freund, dem bereits zum Tod verurteilten Mitgefangenen Kurt Schumacher, einen Kassiber zuzustecken, in dem es um seine Verteidigungsstrategie ging. Der Bildhauer Schumacher, der ihn zuvor unwissentlich belastet hatte, sollte ihn in allen Punkten entlasten.



Walter Habecker

Habecker nahm sich Weisenborn daraufhin noch zweimal vor. Die Panne mit dem Kassiber hatte dessen Lage nicht gerade verbessert. Das von Schumacher erbetene Dementi war ja in Wirklichkeit nichts anderes als das offene Eingeständnis einer tiefen Verstrickung in die Aktivitäten Schulze-Boysens. Es passte auch gut zu den Aussagen von Libertas Schulze-Boysen, die in Haft schwach geworden war und geredet hatte. «Libs» habe ihn «schwer reingerissen», hieß es im Kassiber. Schumacher solle betonen, sie habe gelogen, sei «unglaublich» und ihm, Weisenborn, gegenüber «immer feindlich» eingestellt gewesen. Außerdem solle er Habecker mitteilen, dass weder Weisenborn noch seine Frau von illegalen Aktivitäten gewusst hätten, und ihm sagen, dass Weisenborn im Kreis um Schulze-Boysen als «Dichter» gegolten habe, «weich, polit. unbrauchbar», der «nie Komm. gewesen» sei, «früher auch nicht richtig». ⁵⁰

Habecker fasste trotzdem nicht härter nach. Er bewertete die Aussagen von Weisenborn als unglaubwürdig. Sie trügen den «Stempel der Unwahrheit», vermerkte er auf dem Protokoll der Vernehmung am 22. Dezember 1942⁵¹ und verließ sich anscheinend darauf, dass der Vertreter der Anklage schon wissen würde, wie er mit dem Kasser, den gewundenen Aussagen Weisenborns und den Vorwürfen von Libertas umzugehen hatte. Weisenborn machte sich ebenfalls keine Illusionen, dass ihn der Staatsanwalt mit Samthandschuhen anfassen würde. Manfred Roeder, der die Anklage vertrat, galt allgemein als besonders scharf und unerbittlich; ein Pflichtverteidiger, der ihn damals erlebte, hielt ihn für überaus ehrgeizig, zynisch, brutal und sadistisch.⁵² Der Oberbefehlshaber der Luftwaffe, Hermann Göring, der sich wegen Schulze-Boysens Beschäftigung in seinem Ministerium als Gerichtsherr fühlte, hatte ihn nicht umsonst für diese Aufgabe ausgesucht – und sich nicht getäuscht. Der Oberstkriegsgerichtsrat der Luftwaffe blieb seinem üblen Ruf nichts schuldig. Er verhörte die Angeklagten vor dem Prozess selbst noch einmal und spitzte dann den Untersuchungsbericht der Gestapo vor Gericht – ohne Rücksicht auf Fakten und Beweise – kräftig zu: Die Angeklagten der Hauptverfahren erschienen nun nicht nur als ehrlose kommunistische Hoch- und Landesverräter. Roeder stellte sie auch als eine Bande niederträchtiger, käuflicher, von Lüsten und Lastern getriebener Kreaturen hin, die ausnahmslos den Tod verdient hätten.⁵³

Als sich im Januar 1943 der Termin für Weisenborns Verfahren näherte, waren bereits viele seiner Mitstreiter vor Gericht gedemütigt, zum Tod verurteilt und in Plötzensee hingerichtet worden. Er erwartete für sich nichts anderes. Die einzelnen Verfahren folgten schließlich dem gleichen Schema: Die Angeklagten waren aller Rechte beraubt, die Anklageschrift wurde ihnen meist vorenthalten, sie durften keine Zeugen aufbieten, der Officialverteidiger hatte weder Zeit noch Lust, sich eingehender mit dem Fall zu befassen. Weisenborn sah seinen Rechtsbeistand nur ein einziges Mal – und das nur flüchtig. Er selbst bäumte sich in der halbstündigen Gerichtsverhandlung zwar noch einmal auf und berief sich in seinem Schlusswort erneut vor allem auf